

Barbara Wucherer-Staar

Episoden aus Martin Bubers *Erzählungen der Chassidim*.

Martin Bubers Nacherzählungen chassidischer Meister des osteuropäischen Judentums schildern keine Fakten, sondern legendäre, volksnahe, teils schelmenhafte Begebenheiten und Heiligenlegenden.¹ Sie berichten von einem gottgefälligen Leben im Sinne der Bibel am Beispiel von Figuren, mit denen man sich ideell identifizieren konnte; ihr irdisches Aussehen ist nicht näher beschrieben (Bilderverbot).

„Die chassidische Lehre ...“, so Buber, „... ist wesentlich ein Leben in begeisterter Freude (,) ... die theoretische Ergänzung eines Lebens, das wirklich von Zaddikim“ ... (die Gerechten, Führer der chassidischen Gemeinden) „ ... und Chassidim...“ (die Frommen, die diese Gemeinden bilden) „ ... gelebt worden ist.“²

Neben dem Glauben an ein ewiges Leben, so Buber, gab es im Judentum stets die Tendenz, der Vollkommenheit eine irdische Stätte zu schaffen. Der Chassidismus stellte einer wirklichkeitsfremden Talmudgelehrsamkeit den Entwurf einer steten Freude am Dasein gegenüber, die in einer erfüllten Gegenwart wurzelte, im Gotteserlebnis des intensiven (teils ekstatischen) Gebetes.

Deutlich wird diese spirituelle Haltung u. a. in den nachfolgenden ausgewählten Episoden über den Tod aus den von Martin Buber gesammelten und interpretierten Erzählungen über verschiedene religiöse Führungspersönlichkeiten der Chassidim.

Die bekannteste und charismatischste Gestalt ist die des Baal Schem Tow (Israel ben Eliezer Baal-schem-tow, um 1700-1760), auch „Meister des wundersamen Gottesnamens“ genannt. Er gilt als Gründer der chassidischen Erneuerungsbewegung, die Mitte des 18. Jahrhunderts in Poldonien entstand und sich bald auf Galizien und Polen ausweitete. Sie popularisierte die Lehre der jüdischen Mystik (Kabbala) und kritisierte die bestehende Gesellschaftsordnung.

Martin Buber (1878-1965) wollte das abendländische Judentum aus dem Geist der Bibel und des Chassidismus menschlich und politisch erneuern. Zentrum seines Denkens war das dialogische Prinzip, das unmittelbare Verhältnis des Menschen zum Gegenüber – zum Anderen (Menschen) und zu Gott.

Episoden zwischen Himmel und Hölle:

Ohne kommende Welt³

Einmal war der Sinn des Baalschem so gesunken, daß ihm schien, er könne keinen Anteil an der kommenden Welt haben. Da sprach er zu sich: „Wenn ich Gott liebe, was brauche ich da eine kommende Welt?“

Vom Tod des Baalschem⁴

Nach dem Passahfest erkrankte der Baalschem. Doch fuhr er fort, im Bethaus vor dem Pult zu beten, soweit es seine Kräfte zuließen.

¹ Martin Buber, *Die Erzählungen der Chassidim*, Zürich: Manesse Verlag, 1949

² Buber, 1949, S.16

³ Buber (*Israel ben Elieser, der Baal-schem-tow*), 1949, S.133-134

⁴ Buber (*Israel ben Elieser, der Baal-schem-tow*), 1949, S.173-175

Den Schülern, die fähig waren, sich im Gebet einzusetzen, jetzt aber an anderen Orten weilten, ließ er keine Nachricht zukommen, und die unter ihnen, die in Mesbiž weilten, schickte er in andere Orte. Nur Rabbi Pinchas von Korez weigerte sich, heimzufahren.

Am Vorabend des Wochenfestes⁵ versammelte sich die Gemeinschaft, um, wie alljährlich um diese Zeit, die Nacht im Werk der Lehre zu verbringen. Der Baalschem sprach zu ihnen über die Offenbarung am Sinai.

Am Morgen ließ er seine Vertrauten holen. Zunächst rief er zwei von ihnen zu sich und wies sie an, daß sie sich mit seinem Leichnam und der Bestattung befassen sollten. Er zeigte ihnen an seinem Leibe, Glied um Glied, wie die Seele daraus abzuschneiden begehrte, und lehrte sie, das Wahrgenommene bei andern Kranken anzuwenden; denn diese zwei gehörten der Bruderschaft an, die sich mit dem Tod und der Bestattung befaßt.

Dann ließ er eine Zehnerschaft sich mit ihm zum Beten zusammentun. Er ließ sich das Gebetbuch geben und sagte: „Ich will mich noch ein wenig mit Gott abgeben.“ Nach dem Gebet ging Rabbi Nachman von Horodenka ins Lehrhaus, um für ihn zu beten. Der Baalschem sprach: „Umsonst erschüttert er den Himmel. Er kann nicht zur Pforte hinein, durch die ich einzutreten pflegte.“

Als später der Diener einmal in die Stube kam, hörte er den Baalschem sprechen: „Ich gebe dir die zwei Stunden“, und verstand, er sage zum Todesengel, er brauche ihn die zwei letzten Stunden nicht zu peinigen; aber Rabbi Pinchas verstand besser, was er meinte. „Er hatte“, sagte er, „noch zwei Stunden zu leben, und von denen sprach er zu Gott, er gebe sie ihm als Geschenk. Dies ist ein rechtes Seelenopfer.“

Dann kamen, wie alljährlich an diesem Tag, die Leute aus der Stadt, und er sprach Worte der Lehre zu ihnen.

Später sagte er zu den Schülern, die ihn umstanden: „Nicht um mich trage ich Sorge. Ich weiß ja in aller Klarheit: zur einen Tür geh´ ich hinaus, zur andern Tür geh´ ich ein.“ Und wieder sagte er: „Jetzt weiß ich, wozu ich erschaffen worden bin.“

Er saß im Bett auf und sprach eine kurze Lehrrede über den „Pfeiler“, auf dem die Seelen nach dem Tode vom untern Paradies zum obern Paradies, zum „Baum des Lebens“ aufsteigen, und legte den Vers aus dem Buche Esther aus: „Und damit kam das Mädchen zu dem König.“ Auch sprach er: „Ich komme gewiß noch wieder, aber nicht, wie ich jetzt bin.“

Danach hieß er das Gebet „Und es sei Huld“ sprechen und streckte sich im Bette aus, setzte sich aber wieder etliche Male auf und flüsterte, wie man es an ihm kannte, wenn er seine Seele in Andacht ausrichtete. Eine Weile hörte man nichts mehr, und er lag still.

Dann befahl er, ihn mit dem Laken zu bedecken. Noch hörte man ihn aber flüstern: „Mein Gott, Herr aller Welt!“ und danach den Psalmvers: „Nicht komme mich der Fuß des Hochmuts an.“

Die er angewiesen hatte, sich mit seinem Leichnam und der Bestattung zu befassen, sagten hernach, sie hätten die Seele des Baalschem wie eine blaue Flamme aufsteigen sehn.

In die Hölle⁶

Der Apter sprach zu Gott: „Herr der Welt, mir ist bewußt, daß ich keinerlei Tugend und Verdienst habe, um derentwillen du mich nach meinem Tode ins Paradies unter die Gerechten versetzen könntest. Aber willst du mich etwa in die Hölle in die Mitte der Bösewichter setzen, so weißt du doch, daß ich mich mit ihnen nicht vertragen kann. Darum bitte ich dich, führe alle Bösen aus der Hölle, dann kannst du mich hineinbringen.“

Sterben und Leben⁷

⁵ Ein sieben Wochen nach Passah stattfindendes zweitägiges Fest, daher „Wochen“ (Schawuot) genannt; es ist zugleich Fest der Erstlingsfrüchte und dem Gedächtnis der Offenbarung am Sinai geweiht.

⁶ Buber (Aus dem Lehrhaus des Rabbi Elimelech, Abraham Jehoschua Heschel von Apta), 1949, S.566

⁷ Buber (Pžysha und die Tochterschulen, Jizchak von Worki), 1949, S.804

Zum Psalmvers „Ich werde nicht sterben, sondern ich werde leben“ sprach Rabbi Jizchak: „Erst muß der Mensch sich in den Tod geben, damit er wahrhaft leben kann. Aber wenn er es tut, erfährt er, daß er nicht sterben, sondern leben soll.“

Prof. Dr. Martin Buber, geb. 1878 in Wien, gest. 1965 in Jerusalem; jüdischer Religionsphilosoph und Sozialphilosoph. Das zentrale Thema seiner Arbeit war die menschliche und politische Erneuerung des abendländischen Judentums aus dem Geist der Bibel und des Chassidismus. Buber wurde 1953 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, 1963 mit dem niederländischen Erasmuspreis ausgezeichnet.

Bestattungs- und Trauerkultur des Judentums

Gegenüber anderen Religionen verlaufen die Rituale im Judentum (ebenso bei den Christen) nüchterner. Sie gründen in der Auffassung, dass ein lebendiger Glaube keinen speziellen Totenkult erfordere. Ebenso wenig wie sich die Liebe der Hinterbliebenen an einem teuren Sarg oder aufwändiger Grabpflege messen lasse.

Es gibt keine verpflichtende biblische Lehre über das Leben nach dem Tode. Vielmehr finden sich in der Tora Grundsätze für ein gottgefälliges Leben auf Erden. Dennoch gibt es feste Regeln, Vorschriften und Abläufe, die in einer strengen Auslegung der Tora wurzeln. Sie haben sich heute gegenüber früheren, nachfolgend angeführten Regeln teilweise geändert.

Dem heutigen Glaubensgrundsatz einer seelisch-geistigen Weiterexistenz einer Persönlichkeit nach ihrem irdischen Tod, stand das frühere Dogma einer körperlichen Auferstehung der Toten gegenüber, das in der täglichen Liturgie verankert war. Belege dafür fanden sich in verschiedenen Schriften der Propheten. Die prophetischen Visionen über „Jom Adonáj (Gericht Gottes)“ am Ende der Zeiten und die körperliche Auferstehung wurden feste Glaubenssätze in der jüdischen Tradition.

Als Stätte dieses letzten Gerichtes und der damit verbundenen Auferstehung der Toten galten das Hinnom-Tal – Gej-Hinnóm und der Ölberg in Jerusalem – Har Ha'Sejtím. Es entstanden die bekannten Gräberfelder am Ölberg in Jerusalem und an vielen weiteren Orten im Heiligen Land.

Biblische Vorschriften beinhalten u.a., dass jeder Leichnam, auch der von Straftätern, respektvoll behandelt werden muss. Bereits damals war es Pflicht, eine Familiengrabstätte zu besitzen, z. B. entstand die bis heute bestehende Grabstätte der Urväter und Urmütter, die Me'arát-Ha'Machpelá in Hebron.

Verboten war jede Form von Totenkult (Geisterbeschwörung, Totenanbetung usw.). Um nicht in der Verdacht einer Geisterbeschwörung zu geraten - und auch aus seuchenhygienische Gründen - war Priestern (Kohaním) jeder Kontakt mit der Leiche (Totenwaschung, Totenwache, Beerdigung usw.) verboten. Eine Ausnahme bildete der Todesfall eines Blutsverwandten. Heute werden diese Regeln von traditionstreuen Priestern noch eingehalten.

Alle, die mit dem Toten in Berührung gekommen waren, mussten sich, um für den Gottesdienst im Tempel wieder kultisch rein zu sein, einer Reinigungszeremonie unterziehen (ein Tauchbad in einer Mikwáh u.a.). Seit der Zerstörung des Tempels von Jerusalem wird diese Prozedur nicht mehr angewendet.

Da Tote nach der jüdischen Tradition als kultisch unrein galten, wurden Friedhöfe außerhalb des Wohngebietes angelegt, Tote waren und sind baldmöglichst zu beerdigen.

Bei der Beerdigung wird eine spezielle Totenfeier abgehalten, danach erfolgt die eigentliche Beisetzung. Ein Trauerzug, der sich nach der Totenfeier in Bewegung setzt, hält siebenmal an und setzt den Sarg für eine kurze Zeit ab, um die schwere Trennung von dem Verstorbenen auszudrücken.

Am Grabe selbst gibt es keine besondere Zeremonie. Unter anderem wird von einem der nächsten männlichen Angehörigen das Kaddisch vorgetragen, mit dem der Trauernde trotz seines Schmerzes den Willen Gottes anerkennt und um das „Kommen des Reiches Gottes“ bittet. Frauen sollten aufgrund ihrer starken Emotionalität nicht am Gebet teilnehmen.

Während der Trauerzeit gibt es drei Phasen, in denen spezielle Regeln und Bräuche befolgt werden müssen. Die erste Periode erstreckt sich auf sieben Tage tiefster Trauer. Die zweite Phase dauert vom 8. bis zum 30. Tag, die dritte beginnt ab dem 31. Tag bis zum Ablauf eines Jahres nach dem Todesfall.

Die Seelenfeier am Jahrestag („Jahrzeittag“) des Todes der Verstorbenen legt seinen Verwandten weitere besondere Rituale auf (spezielle Gebete, Kerzen, Kaddisch usw.).

Friedhof

Der Grabstein (Mazewá) soll spätestens zum Jahreszeittag aufgestellt sein. Darauf steht neben dem Namen unter anderem die Inschrift „Möge seine Seele gebündelt sein im Bunde des (ewigen) Lebens.“

Die Gräber müssen mit Grabsteinen umgrenzt werden. Das Judentum kennt nicht den Brauch des Grabschmuckes mit Blumen und Kränzen.

Die Feuerbestattung war ursprünglich als heidnischer Brauch verboten, heute jedoch kann im Reformjudentum die Asche auf dem Friedhof beigesetzt werden.

Tischa Be'aw

Eine spezielle Form einer allgemeinen Trauerzeit ist die dreiwöchige Fast- und Trauerzeit „Tischa Be'aw („Die drei Wochen“), die anstelle von Feiertagen in den Sommermonaten vom 17. Tammus bis zum 10. Aw. stattfindet. Anlass war die Zerstörung Jerusalems (17. Tammus) und des Heiligen Tempels (9. Aw.).

Quelle: Rabbiner Dr. Meir Ydit, Kurze Judentumkunde für Schule und Selbstunterricht, Neustadt a. d. Weinstraße: Jüdische Kulturgemeinde der Rheinpfalz, 1984